

Worte auf den Weg

In Band 4 von »Deutsche Comicforschung« (2008) unternahmen wir einen kleinen Ausflug in die Geschichte von Benennung und Definition dessen, was wir unter Comic verstehen – die Bildliteratur. Ziel war es, im Sinne von Scott McCloud Denkanstöße zu geben, dass alle Definitionen nur in ihrer Zeit gelten können. In dem hier vorliegenden Band sei ein neuer Versuch gewagt, die Ausdrucksform Comic nach den seit einigen Jahren international akzeptierten Vorstellungen zu definieren. Um den eigenen Ansprüchen Genüge zu tun: Dies ist eine Definition des Jahres 2009, nicht eine für alle Zeiten. Die Wandlungen des Comic, die momentan vor allem im Internet zu spüren sind, müssen künftige Generationen berücksichtigen.

Wir nehmen diese Definition hier auf, weil die Beschäftigung mit einer künstlerischen Ausdrucksform nur geschehen kann, wenn man sich über deren Grundlagen im klaren ist. Die Definition bestimmt im Fall des Comic auch die Geschichte der Form. Nur wenn man nicht an der Legende festhält, der Comic sei zum Ende des 19. Jahrhunderts »geboren worden«, wird man auch einen Blick auf frühere Bemühungen richten, in Bildern zu erzählen. Dass das auch unter der Verwendung von sprechblasenähnlichen Spruchbändern geschah, belegt ein Beitrag zur sogenannten Freiburger Bilderbibel auf den folgenden Seiten.

Der Sprechblasencomic – diese für das 20. Jahrhundert typische Ausprägung der Bild-Erzählung, hat es in Deutschland schwer gehabt. Immer wieder liest man in der Sekundärliteratur, daran sei der kulturelle Einschnitt der Nazizeit schuld. Mit zwei Untersuchungen wollen wir dem entgegenhalten. Die eine möchte aufzeigen, dass der Graben nicht erst in den 30er Jahren ausgehoben wurde. Differenzen sehr vielschichtiger Art führten dazu, dass die neue Form des Comic nach 1900 gesellschaftlich diskutiert

wurde, und zwar auch in den USA, mehr noch aber in Europa, das sich in kulturellem Dünkel über die Neue Welt erhob. Die Ursachen dieses Antiamerikanismus (ein Wort, das damals durchaus positiv besetzt war) lagen in einer Zeit, in der der Sprechblasencomic noch gar nicht Usus war.

Ein anderer Beitrag widmet sich den Arbeiten des Österreicherers Ladislaus Kmoch. Kmoch hat in den 30er Jahren einen politischen Tagesstrip geschaffen, der auch nach Einmarsch der Nazis in Österreich fortlebte. Formal wie inhaltlich ist »Tobias Seicherl« einer Serie überlegen, die in der gängigen Literatur immer als der Höhepunkt deutschen Comicschaffens im »Dritten Reich« angesehen wird, nämlich »Vater und Sohn«. Man muss »Seicherl« und andere Comics der Zeit allerdings kennen, um zu diesem Urteil zu gelangen, und genau hier liegt das Defizit der traditionellen Forschung.

Sich mit deutschen Comics zu befassen, ist für die meisten der akademisch orientierten »Comicexperten« unter jeder Würde. Das liegt zum einen daran, dass man hierzulande mit »internationalen«, »intermedialen«, »interdisziplinären« – gar mit »interdiskursiven« – Themen weit eher Aufmerksamkeit und Stiftungsgelder erlangt als mit »interessanter« Grundlagenforschung zum eigenen Patrimonium. Zum anderen: Wozu den Aufwand eigenständiger Forschung betreiben, wenn das Grundwissen doch reicht, um sich von den Zirkeln der Ignoranz immer wieder umfassende Kompetenz bescheinigen zu lassen? Die Mitglieder dieser »Gesellschaft zur gegenseitigen Bewunderung« sind zu bedauern. Sie werden nie den Rausch der Entdeckerfreude genießen, da sie nur über Dinge reden, die bereits bekannt sind.

Lassen Sie sich überraschen, was der Comicforschung bis dato entgangen ist.

Der Herausgeber

Unten: Anfang der 30er Jahre erschienen in der *Kölnischen Illustrierten Zeitung* amerikanische »Micky Maus«-Strips. Eine Folge (die zum Rosenmontag 1931) wurde jedoch von einem deutschen Zeichner geschaffen, von Frank Behmak. Unten einer von zwei Streifen.

